

Buchbesprechungen

Reichhaltiger Überblick

CHRISTOPH RAU: **Das griechische Gewand des Christentums: Die Entwicklung der Logos-Idee von Johannes bis Origenes**, Verlag am Goetheanum, Dornach 2016, 216 Seiten, 20 EUR

An der Verschmelzung des Christentums mit der Ideenwelt der hellenistischen Philosophie, die schon bei Paulus begann und durch die großen Kirchenlehrer auf ihren Höhepunkt gekommen ist, scheiden sich heute die Geister: Für diejenigen, die in der jüdischen Wurzel das Wesentliche des Christentums sehen, gelten Paulus und seine Nachfolger als »Verfälscher« des eigentlichen Impulses. Anders denken diejenigen, die – wie z.B. der Innsbrucker Theologe Paul Weiß – die Notwendigkeit anerkennen, von verschiedenen »Inkulturationen«¹ zu sprechen und diese als zur Sache gehörend zu betrachten. Etwas frei können wir diesen Begriff so charakterisieren: Was aus der einmaligen Inkarnation als Impuls entstanden ist, lebt nur weiter, wandelt sich – und kann, ja muss für jede Zeit und jedes kulturelle Umfeld sein spezifisches Gewand erhalten.

Auf knapp 200 Seiten schlägt Rau den Bogen vom Evangelisten Johannes bis zum dem im 6. Jahrhundert verketzerten Origenes. Minutiös zeigt Rau hellenistische Bezüge im Johannesevangelium auf, angefangen bei den zentralen Begriffen (Logos, Licht, Wahrheit, Liebe), über die sieben Zeichentaten (hier besonders einleuchtend!) bis hin zum Lazarus-Drama. Wer Raus frühere Veröffentlichungen kennt,² wird manches Bekannte finden, und wird umso mehr Freude an den neu hinzugekommenen Aspekten und Bezügen haben. Methodisch wichtig ist, dass mit dem »griechischen Gewand« nicht ein schlechterdings gültiger Verständnis-Schlüssel gemeint ist, sondern jener Gesichtspunkt, den Rudolf Steiner meinte, als er 1918 entwickelte, in welchem Verhältnis Judentum, Griechentum und Römertum zu dem Christus-Impuls stehen. Über das Griechentum heißt es da: »Die Gedanken, durch welche die

Welt das Christentum denken konnte, sie sind griechische Geistesweisheit.«³

Dies wird nun im 2. Teil entfaltet. Dabei beschreibt Rau den Einfluss der eleusischen Mysterien, der Märtyrer und Apologeten, und gelangt dann zu den bedeutenden Lehrern des 2. und 3. Jahrhunderts: Clemens von Alexandria (150 – 215) und Origenes (185 – um 254). Begegnet uns Clemens als ein Wegbereiter, so erreicht durch Origenes die Vermählung der Grundtatsachen des Christentums mit den seit langen Jahrhunderten als einer Art Morgenröte entwickelten Ideen der Philosophie ihre eigentliche Ausgestaltung. Rau zeigt dies systematisch in einem themenbezogenen Gang durch Origenes' Hauptwerk »Peri Archon – Vier Bücher von den Prinzipien«. Dabei kommt es Rau hauptsächlich auf drei Aspekte an: Die Logoslehre, die Willensfreiheit und die Wiederverkörperung. Natürlich ist das dritte Thema besonders brisant, denn nicht wenige Theologen leugnen standhaft, dass dieser Gedanke im Christentum jemals wirklich relevant gewesen sei. Rau stellt ausführlich dar, wie Origenes die Wiederverkörperung anhand der Lehre von der leiblichen Auferstehung entfaltet und somit zu dem Schluss kommt – und das macht das Spezifische seiner Wiederverkörperungs-Idee aus –, dass der Mensch zu jeder neuen Verkörperung denselben Leib erhält: »Die Wiederverkörperung eröffnet den Zugang zum Erlangen der Reinheit; denn Wiederverkörperung ist für Origenes kein Luxusgedanke, sondern das unverzichtbare ontologische Grundprinzip des Daseins überhaupt, das die Fortentwicklung des Menschen bis zu seiner endgültigen Reinigung ermöglicht.« (S. 162)

Durch Origenes' Verketzerung sind bekanntlich seine Schriften aus den Bibliotheken entfernt

die Drei 1-2/2017

worden, wodurch seine Lehre durch eine große Zeitspanne nicht tradiert und rezipiert werden konnte. Der verbreiteten Einschätzung, dies sei für die Bewusstseinsentwicklung förderlich gewesen, indem jahrhundertlang nur dieses eine Erdenleben in Betracht kam, widerspricht Rau vehement (S. 194); man muss dem freilich nicht zustimmen, wie auch anderen etwas gewagten Urteilen in den Einzeldarstellungen nicht.

Dieser große und reiche, mit einem ausführlichen Bildteil versehene Überblick ist darum so wichtig, weil das »griechische Gewand des Christentums« (ein wirklich ausgezeichnet gewählter Titel) erst möglich gemacht hat, was heute mehr denn je nötig ist: das Christentum im Hinblick auf den Menschen konkret zu durchdenken, den rationalen Zugang für aufgeklärte Geister zu suchen. Dafür bietet das Buch eine Fülle von Aspekten und Anregungen, sodass man über leider vorhandene kleine Mängel wie den etwas schlechten Einband und das leider fehlende Literaturverzeichnis leicht hinwegsehen können.

Abgeschlossen werden soll diese Betrachtung mit einem Satz, in dem Raus Anliegen und das

Resultat des Buches wunderbar auf den Punkt gebracht wird – womit auch der Bogen zu den einleitenden Gedanken geschlagen wird: »In Wahrheit hat Origenes die griechischen Begriffe der durch Christus geschaffenen Lebenswirklichkeit dienstbar gemacht und neue Begriffe gebildet, getreu dem Auftrag Christi an die Apostel, in die Welt zu gehen und alle Völker zu lehren.« (S. 195)

Johannes Roth

1 Diesen Begriff verwandte er in seinem vorzüglichen Aufsatz ›Jesus war kein Grieche‹, erschienen in der katholischen Zeitschrift ›Christ in der Gegenwart‹, Nr. 24/2014, S. 273f. Dort heißt es u.a.: »Die Behauptung der Unfehlbarkeit von kirchlichen Lehren ist ohnehin nur in Form eines logischen Zirkelschlusses möglich, denn die Begründung der Unfehlbarkeit müsste selbst schon mit Unfehlbarkeit erfolgen, würde diese also bereits voraussetzen.«

2 Vgl. Christoph Rau: ›Struktur und Rhythmus im Johannes-Evangelium‹, Stuttgart 1972, und ›Die Vier um den Einen‹, Bochum 2008.

3 Rudolf Steiner: ›Wie kann die Menschheit den Christus wiederfinden? Das dreifache Schattendasein unserer Zeit und das neue Christus-Licht‹, Dornach 1968, S. 32f.

Dem Leben verpflichtet

ROBERT O. FISCH: **Licht vom Gelben Stern. Funken der Menschlichkeit in der Zeit des Holocaust**, Info3 Verlag, Frankfurt a. M 2016, 68 Seiten, 18 EUR

Juni 1944: Der 19jährige Robert Fisch wird zusammen mit tausenden Budapester Juden in ein Arbeitslager deportiert. In Ungarn, verbündet mit dem Deutschen Reich, ist die bisherige Schonzeit für die jüdische Bevölkerung nach der Besetzung durch die Wehrmacht zu Ende gegangen. Adolf Eichmann drängt auch hier auf rasche Durchführung der »Endlösung«. Ab April hatten alle Juden in Ungarn den gelben Stern zu tragen. Mitte Mai rollten bereits die ersten Züge in Richtung Auschwitz.

Die grauenvollen Verhältnisse im Arbeitslager steigern sich noch im schier unvorstellbareren dreimonatigen, bei klirrender Kälte durchgeführten Todesmarsch in das KZ Mauthausen. Im Lager Gunskirchen findet die Befreiung

durch die Amerikaner im Mai 1945 statt. Robert Fisch hat überlebt. Von all dem, verbunden mit Erfahrungen »kleinerer Menschlichkeiten« innerhalb und außerhalb des Lagers erzählt Fisch, der danach in Budapest Medizin studierte und nach dem gescheiterten Ungarischen Volksaufstand, an dem er aktiv teilnahm, in die USA emigrierte. Der Kinderarzt und Künstler schwieg fünfzig Jahre lang über seine Erlebnisse, begann aber anlässlich einer Ausstellung seiner Bilder mit dem Schreiben.

Seine nun erstmals in deutscher Sprache veröffentlichten Erinnerungen und Reflexionen sind eine überarbeitete und neu zusammengestellte Auswahl aus drei amerikanischen Veröffentlichungen. Das ›Licht vom Gelben Stern‹

kommt im Kleid eines schmalen Kunstkatalogs daher: kurze Ausführungen mit Überschriften wie z.B. ›Todesmarsch im Gebirge‹, ›Der Weg des Menschseins‹ oder ›Das Licht der Liebe‹, finden auf der gegenüberliegenden Seite mit meist reduziert gehaltenen, schwarz-weißen Zeichnungen eine Entsprechung. Ungewöhnlich an den 25 Texten ist, dass das Grauensvolle frei von Empörung und Entsetzen beschrieben wird, ähnlich wie in Imre Kertész' ›Roman eines Schicksalslosen‹. Fisch bleibt aber nicht bei seinen Erinnerungen stehen, sondern reflektiert und entwickelt seine Gedanken auf einer höheren Ebene, beispielsweise: »Am Leben geblieben zu sein, ist kein Privileg, sondern eine außerordentliche Verpflichtung.« Seine Einsichten verwandelt er zu zwei zentralen Botschaften: dass man danach streben muss, unter allen Umständen, wie unmenschlich sie auch sein mögen, menschlich zu bleiben; und

dass selbst aus den schrecklichsten Erlebnissen etwas Gutes entstehen kann. Im letzten Satz heißt es: »Jene dunklen Tage brachten nicht nur die dunkle, sondern auch die lichtere Seite des Menschen in Erscheinung.«

Erwähnenswert ist, wie es zu dieser Veröffentlichung kam. Sie geht auf Anne Weise zurück, die im Rahmen ihrer Recherchen über Karl Königs Jugendfreund, den Maler Alfred Bergel, der in Auschwitz verstarb, auf die Bücher von Fisch stieß. Im Kontakt mit ihm – Weise lebt in den USA und ist von Januar bis März 2017 auf einer Vortragsreise in Deutschland und Österreich unterwegs – entstand die Idee zu diesem Buch, das von ihr zusammengestellt und vom Karl König Institut herausgegeben wurde.

Die deutschsprachige Holocaustliteratur ist dank Robert O. Fischs ungebrochener Menschlichkeit, Toleranz und Liebe reicher geworden.

Alfons Limbrunner

Verdienstvolle Studie

RAINER WASSNER: Die letzte Instanz. Religion und Transzendenz in Ernst Jüngers Frühwerk
Verlag T. Bautz GmbH, Nordhausen 2015, 198 Seiten, 20 EUR

Zunächst blieb mein Blick an dem Foto auf dem Buchcover hängen. Ein junger Mann in Soldatenuniform. Ein feines, offenes Gesicht ...

»Instanz« ist ein seltsames Wort. Schaut man im etymologischen Lexikon nach, findet man es bei dem Wort »inständig«. Diese Tatsache verweist bereits auf das Nebeneinander von Zartheit, Demut, vielleicht auch Glaube – man *bittet* »inständig« – und der moralischen Strenge und Unfehlbarkeit, die man ebenfalls mit dem Begriff verbindet. Jemand ist eine moralische Instanz, sagt man – etwa der Papst. Im Juristischen kennen wir den Instanzenweg. Und dann gibt es noch die »letzte Instanz«, die uns als Gott am Ende aller Tage bewertet oder gar erlöst.

Das wirft auch ein Licht auf die Ambivalenz der Gestalt Ernst Jüngers. In meiner Jugend tauchte er stets nur in Verbindung mit dem damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl auf, als dessen Lieblingsautor er galt. Es ist interessant, sich

mittels der vorliegenden Studie einmal eingehender mit Jüngers Persönlichkeit und seinem geistigen Weg befassen zu können.

Diese Möglichkeit zu schaffen, dazu Material bereitzustellen sowie Revisionen und Entwicklungen in Jüngers Werk aufzuzeigen, ist das Anliegen des Autors. Die einzelnen Kapitel sind philosophisch sehr dicht, sodass man es als Leser dankbar begrüßt, an deren Ende stets eine Zusammenfassung der zentralen Gedanken vorzufinden.

Worum geht es Jünger? Vereinfacht gesagt um jene eine »sinnstiftende Dimension« (Wassner), die der Mensch sucht, weil er sie fühlt, und fühlt, wenn er sie sucht, und die er auf Begriffe zu bringen sich müht, die jedoch der Tiefe und Wucht der Empfindung nie ganz standhalten. Vor diesem Horizont problematisiert Jünger sowohl die Sprache als auch die akademische Theologie. Beschworen wird der Zusammenhang zwischen dem historisch-existenziellen

Sein des Ich und einer geahnten Totalität. Die durchaus heroische Arbeits-Aufgabe des Schriftstellers besteht darin, diesen zu verbürgen. Jene andere und »eigentliche« Seinsschicht gilt Jünger dabei nicht als unzugänglich: Sie zeigt sich einem »Organ unmittelbarer Erfahrung«. Jüngers Grundfragestellung, so Waßner, ist insofern eine ontologische. Hier erschließt sich das künstlerische Selbstverständnis dieses Werks, und hier zeigt sich auch eine gewisse Nähe zu Martin Heidegger.

»Es gibt an dieser Tafel keine Speise, in der nicht ein Körnchen vom Gewürz der Ewigkeit enthalten ist« – so klingt es bei Jünger. Wer mag, kann lesend nähertreten an diese Tafel. Waßner

bezeichnet Jünger als Repräsentanten einer damals herrschenden Kulturkrise in Deutschland. Was erleben wir heute? Man könnte sagen: Wenn es wenigstens eine Kulturkrise wäre, eine ernsthafte Debatte über das, was Kultur im Innersten – und im Ganzen – ausmacht. Stattdessen beherrschen immer häufiger Rückgriffe auf Nationalismen den Diskurs. Bedenkt man, dass Jünger in einem Atemzug mit der gegenwärtig ins Gespräch kommenden und als »rechts« geltenden Identitären Bewegung genannt wird, so ist es allemal wichtig, sich mit ihm zu befassen. Waßners verdienstvolle Studie zum Frühwerk bietet dafür wertvolle Hilfen.

Andreas Laudert

König und Priester

MANFRED KRÜGER: **Melchisedek und der Brief an die Hebräer**, S. Roderer Verlag, Regensburg 2015, 160 Seiten, 24,90 EUR

Der segnende König, der Priester, der vom siegreichen Stammes- und Heerführer Abram den Zehnten nimmt, der erste überhaupt, der im Alten Testament als Priester bezeichnet wird, der Brot und Wein als Opfergaben teilt und der genannt wird: »Priester des höchsten Gottes« (Gen 14,18): Er ist zugleich König von Salem, König des Friedens und der Gerechtigkeit.

Die Stiftszelt- und Tempelreligion der Hebräer kannte Priester und Hohepriester. Ihr Dienst aber blieb innerhalb des Volkes Israel den Leviten vorbehalten, insbesondere den Kohanim, den Abkömmlingen Aarons, dessen, der nach dem Exodus aus Ägypten diese Religion des Stiftszelts als oberster Priester begründet hatte. Dieses Priestertum war stammesgebunden. Melchisedek hingegen hatte einst Abram gesegnet, den ersten Patriarchen, aus dem – und mit ihm aus Isaak und Jakob – die zwölf Stämme, das Volk Israel erst hervorgingen. Dass Abram dem Priesterkönig den Zehnten überließ, heißt indessen – schaut man es zusammen –, dass die Ordnung des Melchisedek die Priesterordnung der Leviten im Rang weit übertrifft.

Der Brief an die Hebräer, wohl kaum von Paulus verfasst, sondern von einem, der – stilistisch

gewandter als jener – gleichwohl tief inspiriert war von dem Völkerapostel, verfolgt das Anliegen, den Christus Jesus als denjenigen verstehbar zu machen, dem zugesprochen wird: »Priester bist du auf ewig nach der Ordnung des Melchisedek.« (Hebr 5,6) Im Licht der Christustatsache sollte es einleuchten, dass schon der Melchisedek des Alten Bundes (vgl. Psalm 110) eine messianische Gestalt ist, die auf den Christus Jesus verweist. Dessen Ewigkeit spiegelt sich denn auch in den Worten über Melchisedek: »[E]in König ohne Vater, ohne Mutter und ohne Stammbaum, ohne Anfang und ohne Ende, gleichgestaltet dem Sohn Gottes: Für immer bleibt er Priester.« (Hebr 7,3)

Manfred Krüger hat eine Übersetzung des Hebräerbriefes aus dem Altgriechischen vorgelegt, die nicht allein – wieder einmal – durch ihre schöne Klarheit, durch ihre große sprachliche Frische besticht, sondern dem Leser überdies als das Ergebnis tiefer, durch lange Zeiten geübter Meditation erscheinen muss. Dies zumal, wenn er in seine Lektüre den Kommentar zu den einzelnen Versen einbezieht, der den zahlreichen Vernetzungen nachspürt, durch die der unbekanntere Verfasser seinen Brief in der Ge-

samtheit des alttestamentarischen Schrifttums und der sich damals gerade erst herausbildenden frühchristlichen Überlieferung verortet. Es gelingt Krüger – getragen von hoher Verantwortung gegenüber dem Wort, das er weitergibt – das lichtvolle Gewebe jüdisch-christlicher Weisheit aufscheinen zu lassen und vor diesem Hintergrund eine Schau zu entfalten, die es erlaubt, die tief rätselvolle Erscheinung des Melchisedek zumindest anfänglich und vielleicht zunächst eher ahnend zu verstehen.

Krüger stützt sich auf ein intensives Bibelstudium, eine breite Auswahl an Übersetzungen und in diesem Falle insbesondere auch an Kommentarwerken zum Hebräerbrief, eine lange Reihe von Gesamt- und Einzeldarstellungen zur jüdisch-christlichen Tradition und nicht zuletzt auf Werke Rudolf Steiners sowie späterer anthroposophischer Autoren. Der Aufbau des in hoher Dichte und Konzentration verfassten Bandes ist so angelegt, dass der Leser von der Fülle wichtiger Einzelaspekte immer aufs Neue zur wiederholenden Vertiefung auf den Haupttext des Briefes zurückverwiesen wird.

Und so tritt immer eindringlicher hervor, was christliches Priestertum ausmacht: die Vergewisserung, dass dieses – im Sinne der Nachfolge, der *imitatio Christi* – sich letztlich herleitet von dem ewigen Urbild des kosmischen Priestertums des Christus Jesus selbst. Der Brief an die Hebräer erweist sich als Entwurf einer Schule der Fortgeschrittenen. Indem er das Herbeitragen der Opfergaben von Brot und Wein – durch Melchisedek – und das Letzte Abendmahl – durch den Christus Jesus – erstaunlicherweise nirgends thematisiert, richtet sein Fokus sich zunehmend deutlich hin zu dem,

was mit Rudolf Steiner als die »geistige Kommunion« des Menschen angesprochen werden kann: »Die geistige Kommunion mit Christus – unio mystica – ist auf allen Geisteswegen und zu allen Zeiten das wahre Ziel.« (S. 119)

In der Abteilung »Betrachtungen« – es gibt zudem noch den Teil »Bildbetrachtungen« – wäre es für interessierte Leser vielleicht hilfreich gewesen, wenn der Verfasser dem latenten Spannungsverhältnis zwischen Jahve, dem Gott, der sich Mose geoffenbart hatte und für dessen Anwesenheit die Stiftshütte stand, sowie El Eljon, dem »höchsten Gott« aus dem eingangs erwähnten Genesis-Vers, eine gesonderte Betrachtung gewidmet hätte (El Eljon war ja derjenige, dem Melchisedek diente). Denn hier liegt womöglich eine Schlüsselfrage hinsichtlich eines anderen bedeutenden Verhältnisses verborgen, nämlich dem zwischen mosaischer und christlicher, trinitarischer Theologie.

Manfred Krüger hat in seiner Schrift den Hebräerbrief – trotz einiger Erwähnungen von Einsichten Rudolf Steiners – nicht zum Anlass genommen, im Eingehen auf Melchisedek den spezifisch anthroposophischen Verstehensansatz herauszustellen. Wer sich jedoch künftig einmal dieser Aufgabe annehmen möchte, etwa in Anlehnung an Rudolf Steiners Berner Vorträge über das Matthäus-Evangelium (GA 123), wird in Krügers gediegener Arbeit in jedem Falle ein bestens geeignetes Mittel vorfinden, um den geheimnisvollen Priesterkönig in seinem tiefgründigen, überzeitlichen Christusbezug sowie dem Verwobensein seiner Erscheinung mit der alt- wie neutestamentarischen Überlieferung im Ganzen, recht würdigen zu können.

Klaus J. Bracker

»Wenn das Karma vorausgeföhlt wird ...«

JOHANNES GREINER: **Es ist alles ganz anders – Beiträge zur Aktualität der Anthroposophie**, Edition Widar, Hamburg 2016, 157 Seiten, 14 EUR

Nach der Lektüre von Johannes Greiners Buch bleibt mir eine eindringlich-dringliche Stimmung zurück: Einweihung, das ist heute kein Vorgang in verborgenen Riten und Tempeln,

auch keine Lebensoption für einige wenige Auserwählte, sondern das offenbare Geheimnis einer erwachenden Lebenspraxis und Zukunftsnotwendigkeit.

die Drei 1-2/2017

Das bedeutet nicht, dass wir dafür schon bereit sind. »Es ist alles ganz anders«, so lautet der Titel auf dem Einband des bereits in zweiter Auflage erscheinenden Buchs – aber diese Worte sind auch eine Frage: Sind wir bereit für das Unerwartbare und dazu, alle bekannten Sicherheiten loszulassen, wenn der Schleier sich hebt – uns aufeinander einzulassen? Denn das erwartet uns wohl jenseits der Schwelle.

Dein Weg ist mein Schicksal und deine Freiheit meine Pflicht – in dieser Formel lässt sich vielleicht der Grundton einfangen, in dem Greiner ein zukunftsstragendes Verhältnis von Lehrer und Schüler, Mensch und Geist, Gemeinschaft und Karma, Anthroposophie und Gesellschaft, Gegenwart und Zukunft skizziert. Und er findet damit den Mysterienort der Gegenwart im Ereignisraum des Sozialen – wo zwei oder drei versammelt sind in Seinem Namen.

Dabei ist er so einfühlsam wie deutlich. Ich finde Beschreibungen wie: »Wenn das Karma vorausgefühlt wird, werden scheinbar kleine Alltagsentscheidungen schwer« – worin Greiner eine Signatur der Seelenkonstitution vieler junger Menschen von heute erkennt. Oder: »Das Goetheanum ist noch immer ein Ort, an dem das Karma auf besondere Weise wirken kann.« Wobei er gleichzeitig fragt: Würden wir als Anthroposophen Rudolf Steiner überhaupt erkennen, wenn er in seiner gegenwärtigen Biografie an unsere Tore klopft, oder ihn mit Unverständnis zurückweisen? »Wer tröstet die Abgewiesenen?« Es gehört aber zur besonderen Qualität dieser Essays, dass ihr Autor auch diese Frage nicht übersieht: »Wie sollen die blinden Torwächter mit ihrer Schuld leben?«

Es wird durch diese Andeutungen hoffentlich spürbar, dass hier ein Mensch schreibt, dem die Anthroposophie nicht nur ein Herzensanliegen ist, sondern für den der konsequente Blick auf die Gegenwart aus einer karmisch erweiterten Perspektive zur Lebenspraxis geworden ist. Dies aber nicht im Sinne von Neugier oder Spekulation, sondern mit einer Haltung der Verantwortung und Hingabe – wobei erlebbar wird, wie folgende Aussage Steiners zur Lebensaufgabe werden kann: »Was vereinigt die Mitglieder der Anthroposophischen Gesell-

schaft? Das vereinigt sie, dass sie ihr Karma in Ordnung bringen sollen!«

Wer den Autor einmal erleben durfte, hört ihn auch in seinen Texten sprechen. Aufmerksam, warm und hemdsärmelig auf hohem Niveau – wenn auch nie gekleidet in den glitzernden Schein intellektueller Prägnanz, sondern mit herzlicher Durchdringung und aus eigenständigem Denken. Am Ende kommt Greiner bei ganz einfachen Wahrheiten an. Wir können den Weg zu diesen mit ihm gehen und sein ernsthaftes Anliegen an die Zukunft und Gegenwart der Anthroposophie – aber noch mehr, an den Menschen! – teilen. Und da diese Wahrheiten keine abstrakten Formulierungen sind, sondern Herzensanliegen der inneren Orientierung, können sie zu einem Leitstern in jedem Augenblick des Tages werden.

Es ist ein wenig wie das Bild der Umschlaggestaltung: dunkel und schemenhaft in sanfter Zeichnung, fast transparent ein einsamer Reiter – und über ihm hellt sich der Horizont leicht auf unter dem zarten Strahlen eines Sterns. Gerade in der Dunkelheit leuchtet das Bild auf, gerade in der Einsamkeit des Reisenden spricht sich sein »Wohin«, seine Verbundenheit zu seinem Ziel in leisen Tönen aus.

»In der Zukunft wird die Möglichkeit, durch das Machtprinzip für die Anthroposophie zu wirken, immer weiter abnehmen«, zitiert Greiner Werner Kuhfuss und beschließt die Reihe seiner Essays mit einer Alternative, wie er sie in seinem Blick auf die Apokalypse der Essener findet: »Und als unsere Finger sich fassten, / Sah ich in der Ferne eine große Stadt / Weiß schimmernd am fernen Himmelsrand ...«

Eine neue Zukunftswelt von sozialen Tempeln – das Himmlische Jerusalem – zeigt sich, wenn wir uns die Hand reichen: Mit diesem Bild endet das Buch und es ist spürbar, wie bewusst dieser Schlussakkord gewählt ist: »Wir müssen füreinander Engel werden!« Welches Vertrauen haben die geistigen Welten in uns, dass sie uns das zutrauen!

»Ich werd' vor deinem Tor mir eine Weidehütte bau'n, um meiner Seele, die bei dir haust, nah zu sein ...« (aus dem Film »Lost and Delirious«).

Jannis M. Keuerleber